Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Die Tochter des Philosophen [Fortsetzung]
Autor: Wiget, Sophie
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573693

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

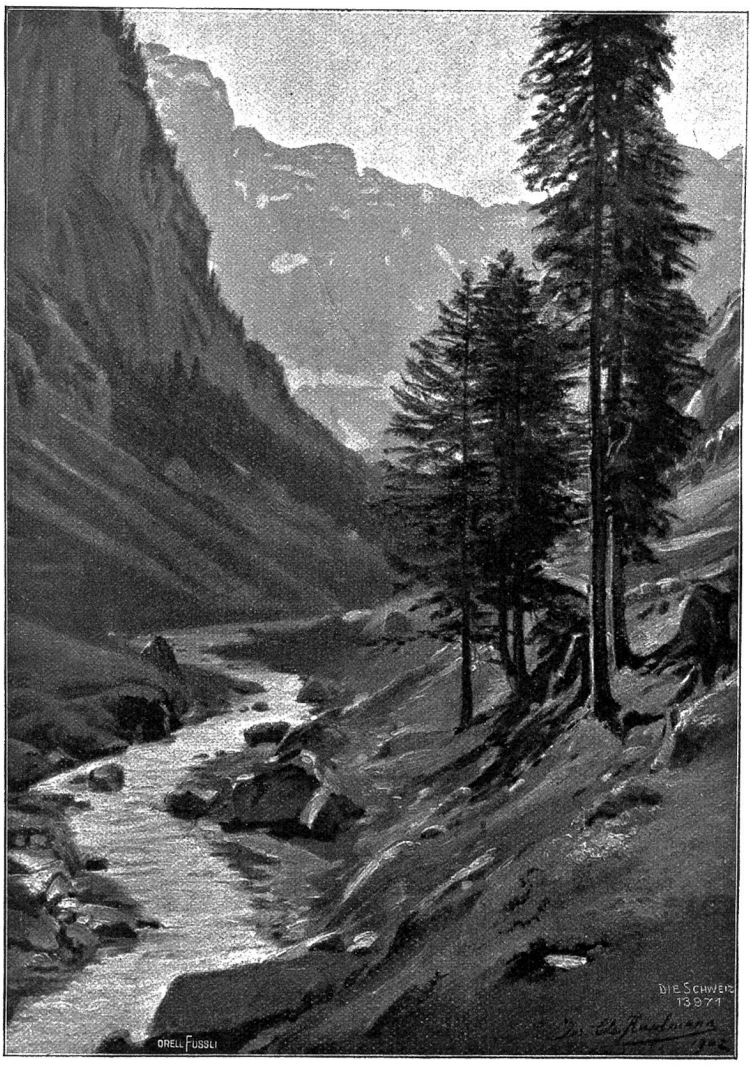
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

nen, aus Annas Vaterstadt waren die nächsten Verwandten und ein paar Freundinnen hergekommen. Jonas Held hielt die Festrede; kurz und einfach, aber mit ehrlicher Begeisterung sprach er von dem „glücklichen Zusammenleben" der jungen Leute sowie von Adalberts unerschöpflicher Arbeitslust, die ohne den Sonnenschein eines befriedigten Daseins nicht so schön gedeihen könnte, und hierauf forderte er alle Anwesenden auf, zum Wohl der Spenderin dieses wärmenden Himmelslichtes, der Frau Anna, das Glas zu leeren. Adalbert hatten die gutgemeinten Worte wie elektrische Schläge der Ironie berührt. Er schämte sich vor sich selbst, daß sein bester Freund nichts ahnend für ihn lügen sollte. Dennoch mußte er sich sagen, daß Jonas Held nichts weiter denn die Wahrheit gesprochen. Allein er fühlte, seit gestern hatte sich etwas in ihm verändert. Sonst war gleichsam sein Gesicht mit heiterm Lächeln in den Zügen seinem Weibe zugewandt gewesen; wenn auch in seiner Phantasie alte Erinnerungen sich abspielten, sein Auge ruhte doch auf Anna, und sein Leben drehte sich in den Angeln ihrer Liebe. Jetzt war ihm, als wäre sein Gesicht auf gewaltsame Weise plötzlich nach einer andern Richtung gewendet worden. Er hatte sich in gieriger Erwartung eines nie gesehenen Sonnenaufgangs von seinem Heim abgekehrt, das ihm nunmehr bloß wie eine selbstverständliche Erinnerung erschien. Und zu einer solchen Erinnerung war ihm jetzt alles geworden, was er mit Anna erlebt, — selbst auch die gestrige Hochzeitsfeier, bei der er sich übrigens ungewohnt heiter und übermütig benommen, sodaß ihm Anna, nachdem die Gäste das Haus verlassen hatten, in halb scherzendem, halb schmollendem Tone vorwarf, er hätte allzu eifrig dem Weine zugesprochen.

„Mag sein — weil ich mich an dem Spektakel ordentlich freute," antwortete Adalbert in gleichgültiger Ruhe. Am Vormittag war er auf Kundschaft ausgewesen nach seinem neuen Atelier und hatte, etwa eine Viertelstunde von der Wohnung entfernt, endlich einen Raum in einem ältern Hause gefunden, der ihm zu dem beabsichtigten Zweck zu passen schien. Nach dem Essen hatte ihn ein tiefer Schlaf übermannt, und jetzt, da es schon gegen Abend ging, wanderte er wieder die Straße entlang, die ihn nach dem Feldweg führen sollte.

„Links anhalten!" brummte Adalbert selbstvergnügt, als er den Kreuzweg erreichte und in den Pfad einbog.

(Fortsetzung folgt).



Morgen im Brunnital (Unterschächen, Kt. Uri).
Nach dem Gemälde von Jos. Clem. Kaufmann, Luzern.

Die Tochter des Philosophen.

Roman von **Sophie Wiget**, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Psyches ernste Sympathie geht dem empfindsamen Mann an die Seele, er ist tief innerlich davon berührt. „Ich kann Ihnen nicht viel von ihr erzählen," sagt er leise, „aber ein wenig doch. Sie war eine Frau mit einer großen Seele; wenn an mir etwas Gutes ist, so kommt es allein von ihr."

„Eine Amerikanerin, nicht wahr?"

„Nein, eine Irin, und sie liebte ihr Vaterland, solange sie lebte. Aber sie ging mit meinem Vater nach Amerika, um ein Unrecht, ein schreckliches Unrecht, das mein Vater in einer Stunde von Charakterschwäche zusammen mit meinem Großvater, der ein grausamer, rücksichtsloser Mensch gewesen sein muß, getan hat, wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen. Eine Frau und ein schuldloses Kind sind schrecklich hintergangen worden. Dort drüben nun hat meine Mutter schwer gearbeitet, und sie hielt auch meinen Vater prächtig im Zügel, was bei seiner Art nicht immer leicht war. Sie hatten Glück im Ge-

schäft; aber von Anfang dachte meine Mutter stets die Hälfte ihrer Habe, die sie sich erworben, jener betrogenen Frau und ihrem Kinde zu. Ich glaube fast, sie hätte ihr alles geben können, wenn ich nicht gewesen wäre. Und von dieser Frau wurde meine Mutter in unerhörter Weise gehaßt. Noch bei ihrem Tode war jene Frau und jenes Kind ihr vorwiegender Gedanke. Ich solle meinerseits gutmachen an der bösen Sache, was sich noch gut machen lasse, hat sie mir aufgetragen. Sie werden nicht alles verstehen können, was ich da angedeutet habe, aber doch genug, um zu begreifen, warum ich meine Mutter in so hohem Grade verehre und liebe."

„Ich glaube, ich verstehe alles," murmelt Psyche leise.

Eine Weile schweigen sie beide. Dann spricht Linnell wieder.

„Warum erzähle ich Ihnen diese traurige Familiengeschichte?" fragt er träumerisch.

„Ich denke, weil Sie sicher sind, daß Sie freundschaftliche Sympathie bei mir finden," sagt Psyche mit einem ihrer großen, offenen Blicke.

Und Linnell taucht den seinen tief hinein. Ein seltsames Leben geht durch seinen Körper. Ist das nun die Frau, die ihn ganz nur um seinetwillen, ohne Gedanken an Rang und Geld liebt?

Der Glanz in seinem Auge verlöscht langsam, ein Argwohn ist leise in ihm aufgestiegen.

Er beugt sich plötzlich über seine Arbeit und fragt unvermittelt: „Wie bring' ich wohl Ihren Vater dazu, daß er mir sitzt?"

Psyche zuckt leicht zusammen; es ist ihr, als ob ein Frostschauer sich über sie gelegt hätte.

„Mein Vater? O, er wird Ihnen nicht sitzen, das ist ausgeschlossen. Sie müssen versuchen ihn zu malen, ohne daß er's merkt. Dazu will ich Ihnen helfen. Vielleicht vom Empfangszimmer aus, während er auf der Bank im Garten sitzt, oder auf ähnliche Weise."

„Er könnte auch hereinkommen, während ich Sie male, ich würde dann eine Leinwand hinter die andere stellen."

Psyches Gesichtchen zeigt eine große Enttäuschung. Wie schön sind nicht diese tête à tête mit einem gelegentlichen, diskreten Besuch von Geraldine, die meistens auf der Bank vor dem offenen Fenster sitzt, französische Romane liest und sich nur ab und zu über die Achsel ein wenig an dem Gespräche beteiligt! Und nun zu denken, daß Vater immer da sitzt und mit dem Maler philosophiert!

„Geraldine bringt uns vielleicht noch auf einen praktischern Gedanken," sagt sie nach einer Weile. — — —

Nichts bindet Menschen so zusammen, wie irgend eine geheime Abmachung. Eh' das vielbesprochene Bildnis von Haviland Dumaresq halb fertig ist — der Philosoph sitzt während der heimlichen Abnahme vom Zimmer aus vor dem Fenster im Gespräch mit Geraldine — sind Psyche und der Maler wieder auf dem innig vertrauten Fuße wie in jener Stunde, als er ihr von seiner Mutter sprach.

Neuntes Kapitel.

„Georg," sagt Frau Maitland einige Wochen später eines Abends zu ihrem Manne, „wir müssen den Fuß auf diese Freundschaft Geraldinens mit der Tochter des verrückten Dumaresq setzen!"

Der General zögert. Er ist ein alter Soldat und weiß, daß man gehorchen muß, wenn der Oberbefehlshaber eine Ordre diktiert; aber wo es sich um Geraldine handelt, wird ihm die Ausführung der Ordre manchmal schwer. Er fragt also vorsichtig: „Wie meinst du das?"

„Du weißt ganz genau, was ich meine," antwortet sie in spitzem Tone; „stelle dich nur nicht, als ob du in den letzten Wochen blind und taub gewesen wärest. Geraldine hat sich abscheulich benommen, ganz abscheulich. Während sie sehr wohl wußte, daß wir ein Auge auf diesen jungen Mann hatten für sie, geht sie hin und ladet ihm da die Tochter von dem Hungerleider auf den Hals, ja, geradezu auf den Hals..."

„Aber was können wir tun?" fragt der General ratlos, „ein Mädchen von Geraldinens Charakter..."

„Ein Mädchen von Geraldinens Charakter! Und du willst ein Soldat sein! Ich schäme mich wahrhaftig für dich. Du fürchtest dich ja vor deiner eigenen Tochter. Ich sage dir, wir müssen den Fuß auf diese Freundschaft setzen."

„Ja, aber wie? Ich habe keine Ahnung, was du von mir wünschest."

„Es gibt nur einen Weg. Du mußt mit ihr sprechen. Du verbietest ihr den Verkehr mit diesen halbwertigen Dumaresqs ein für alle Mal."

„Dumaresq ist ein vollwertiger, ein gebildeter Mann!" trotzt der General.

„Vielleicht früher, jetzt ist er entschieden gesunken. Aber abgesehen hievon können wir doch nicht zusehen, wie Geraldine diese sehr gute Partie für die dumme Gans von einer Psyche angelt. Wie ich nur diesen einfältigen Namen hasse, man kann sich gar nichts darunter denken. Es ist auch entschieden unsere Pflicht, Herrn Linnell von diesen unverfrorenen Vermögensanglern zu behüten. Psyche paßt auch gar nicht als Frau eines reichen Mannes. Du muß morgen mit Geraldine sprechen, und zwar streng."

Der General unterzieht sich dieser Pflicht sehr, sehr ungern. „Nun gut, Maria," sagt er gedrückt.

Und demgemäß faßt er am nächsten Morgen nach dem Frühstück seine Tochter kameradschaftlich unter den Arm, führt sie in sein Arbeitszimmer und bittet sie dort auf den Verkehr mit den Dumaresqs ihm zulieb zu verzichten, da die Mutter ihm deshalb sonst keine Ruhe mehr lasse.

Geraldine hört ihm ruhig zu, während er seinen Auftrag mit bebenden Lippen vorbringt.

„Ist das alles, Vater?" fragt sie am Schluß.

„Das ist alles, Geraldine," antwortet er mit Sündermiene.

„Nun gut, Papa," sagt sie mit ihrer gewohnten, sehr aufrechten Haltung, „ich habe dich schon verstanden. Mama meint, Herr Linnell habe mich heiraten wollen. Darin irrt Mama. Herr Linnell hat nie daran gedacht, mich zu fragen, und wenn er's täte, so nähme ich ihn nicht."

„Nicht?"

„Nein, Papa, ich nähme ihn nicht. Ich liebe ihn nicht, und deshalb werde ich ihn nicht heiraten, und wenn er so reich wie Krösus wäre. Noch mehr, er liebt Psyche, und Psyche liebt ihn, und die beiden Leutchen brauchen mich so notwendig, sonst kommen sie niemals zusammen; er ist so scheu und nervös und sonderbar."

„Dann beabsichtigst du also deine Besuche dort fortzusetzen, mein Kind, trotz dem, was ich dir eben gesagt habe?"

Geraldine zögert; dann sagt sie, ihre Arme zärtlich um des Vaters Hals legend:

„Ich habe dich sehr, sehr lieb; aber ich bringe es nicht fertig, die arme Psyche so im Stich zu lassen."

Der General ist in einer schwierigen Lage; er löst die Sache gar nicht in Frau Maitland's Sinne, das fühlt er. Und anderseits ist ihm Geraldinens Verhalten so sympathisch. Er nimmt den Kopf seines Kindes zwischen seine beiden Hände und sagt weich:

„Versprich mir, wenigstens heute nicht zu gehen; ich bekomme Verdruß mit deiner Mutter, wenn du gehst. Bleib' heute zu Hause und..."

„Und beschütze den guten alten Mann!" beendigt Geraldine den Satz im Stillen.

„Nun also, Vater, heute bleibe ich da, um dir Aerger zu ersparen. Vielleicht spricht Herr Linnell, wenn sie allein sind. Ich muß Psyche aber ein paar Worte senden; denn sie erwartet mich. Ich fürchte nur, sie durchschaut die ganze Sache sofort; sie versteht so rasch."

Der General atmet auf. Er streichelt Geraldinens Haar. „Das ist brav von dir. Mutter wäre so ärgerlich gewesen, sie hat eben Linnell für dich gerechnet. Aber darin gebe ich dir ganz recht, einen Mann, den man nicht liebt, heiratet man nicht. Nur, weißt du, für Mutter und mich wäre es eine große Beruhigung, wenn du bald einen Mann lieben könntest, der dich auf dem Fuße, auf dem du erzogen bist, zu erhalten vermag."

„Ich weiß nicht, wie es kommt," sagt Geraldine nachdenklich, „ob es eigene Sünde ist oder ob sich Sünden meiner Vorfahren an mir rächen, aber es passiert mir nie, daß ich mich zu einem Manne hingezogen fühle, der Geld hat; meine Freunde sind immer ohne einen Heller. — Doch jetzt muß ich schnell hinauf und der armen Psyche die Absage schreiben."

Zehntes Kapitel.

Am gleichen Morgen sitzt Linnell in seinem Zimmer im Roten Löwen und schaut verblüfft und ärgerlich in einen Brief, der ihm von Sir Austen Linnell zugesandt worden ist.

Es ist ja vielleicht natürlich, daß Sir Austen vor seiner Abreise die Frage noch erledigt haben will; natürlich mag schließlich auch sein, daß er sie nur vom Gesichtswinkel Frank Linnells aus betrachtet, den allein er als seinen Vetter anerkennt, trotzdem das Gesetz diese Auffassung nicht teilt. Aber Linnell ist doch peinlich berührt. Der Ton des Briefes ist nichts weniger als ein angenehmer; er geht in der dritten Person: „Sir C. A. Linnell von Thorpe Manor teilt Herrn C. A. Linnell in Roserton mit ..." und so weiter. Das ist ziemlich grob einem nächsten Verwandten und Erben des Titels gegenüber. Linnell nimmt Papier und Tinte und schreibt mit zusammengebissenen Lippen:

„Herr C. A. Linnell, zur Zeit in Roserton, bestätigt Sir C. A. Linnell von Thorpe Manor den Empfang ..." u. s. f., doch während er schreibt, wird ihm klar, daß er nichts an dem Verhältnis verbessert, wenn er kalte Zurückweisung ebenso erwidert; er zerreißt den Brief und fängt von neuem an:

„Lieber Sir Austen! Ich kann leicht begreifen, daß Ihre Anhänglichkeit und Freundschaft für meinen Halbbruder Sie dazu drängt, vor Ihrer Abreise von England die unglückliche Erbfolgefrage mit mir zu erörtern. Das Thema ist, ich brauche das kaum hinzuzufügen, für uns alle gleich peinlich, mir vielleicht am peinlichsten. Aber da Sie es selbst eröffnen, so kenne ich keinen Grund, weshalb ich Ihnen nicht offen heraussagen sollte, wie ich darüber denke. In erster Linie kann ich Sie versichern, daß ich zu Ihren Lebzeiten weder öffentlich noch im Geheimen mich als Erben des Titels und des Familienbesitzes nennen werde, und das Gleiche werde ich unterlassen, solange mein Halbbruder Frank lebt, damit nicht bei öffentlichen Erörterungen unserer Familiengeschichte ein Schatten fällt auf Verstorbene, die ich verehre und liebe. Ebensowenig aber werde ich erlauben, daß mein Halbbruder, solange ich lebe, Anspruch auf das nach Recht und Gesetz mir Zustehende erhebt, da durch solchen unrechtmäßigen Anspruch falsche Voraussetzungen erwachsen und die Ehre meiner hochgeachteten Mutter beflecken würden. Diese Vereinbarung, durch die ich, während Sie und mein Halbbruder am Leben sind, tatsächlich auf meine Rechte und auf meine Stellung in der Familie verzichte, wird sicherlich Sie beide befriedigen. Mit den besten Wünschen auf eine glückliche und erfolgreiche Reise, verbleibe ich Ihr Freund und Vetter

Charles Austen Linnell."

Er hat dies in einem Zug geschrieben und fühlt sich jetzt erleichtert.

Inzwischen ist es Zeit geworden, Psyche aufzusuchen, die ihm heute morgen sitzen will. Das Bild des Häuschens, das fertig und eingerahmt ist, will er ihr bringen. Und vielleicht kann er heute auch von seiner Liebe sprechen. Denn so scheu und zurückweichend er ist, wie es um ihre beiden Herzen steht, darüber meint er im Klaren zu sein.

Er trifft Haviland Dumaresq im Garten. Der Philosoph zerzupft Geraldinens Briefchen an seine Tochter und ist dabei ärgerlich, soweit man dies von einem sich beherrschenden Menschen sagen kann. Das Briefchen hatte nur „in großer Eile" gemeldet, daß Geraldine heute nicht herüberkommen könne, um der Sitzung beizuwohnen, weil Mama schrecklich ärgerlich sei über etwas und der arme Papa wünsche, Geraldine bleibe zu Hause, um den ersten Anprall des Feindes für ihn abzuschwächen.

Psyche verstand sofort die ganze Meinung des Briefes; denn sie kennt Frau Maitlands Ideen ziemlich genau. Ohne ein Wort der Erklärung reicht sie das Schreiben dem Vater.

„Die Frauen sind alle gleich, mein Kind," philosophiert dieser; „sie bestehen darauf, Berge zu machen aus Maulwurfshügeln, und nichts auf der Welt kann sie mehr reizen, als wenn wir Männer trotz aller ihrer Vergrößerungen den Maulwurfshügel nur in seinem tatsächlichen Umfang sehen. Geh' hinein, Kind, und kleide dich an, ich werde Herrn Linnell hier erwarten."

Wie Linnell einige Sekunden später an der Gartentür erscheint, das Bild in der Hand, schreitet der Philosoph ihm hochaufgerichtet entgegen und streut dabei die Fetzen von Geraldinens Brief seitwärts in ein wohlgepflegtes Blumenbeet. Er hat das Bild sofort erkannt und erwidert des Malers Händedruck mit einiger Zurückhaltung; denn es ist ihm in den letzten Minuten klar geworden, daß dieser junge Mensch Psyche zu oft sucht; Frau Maitland scheint das ja auch zu denken. Er sagt deshalb mit etwas gönnerhaftem Ton, aber einfach und freundlich: „So, Sie bringen das Bild, das ist sehr angenehm."

Linnell ist innerlich verblüfft durch diese geschäftsmäßige Behandlung; er wirft rasch einen forschenden Blick in das Gesicht des alten Herrn und sagt befangen:

„Ich hoffte, Fräulein Psyche würde so freundlich sein, es von mir anzunehmen."

Der Philosoph schaut ihm forschend in die Augen und sagt kalt:

„O nein, ich habe Sie mit diesem Bild beauftragt. Sie müssen gestatten, daß ich es nach seinem Wert bezahle."

Linnell ist mit unbeschattetem Gemüt, wie selten, heute morgen des Wegs gekommen. Neigt sich jetzt der Kelch seiner Seelenblüte bei diesem kühlen Hauch schon zusammen, um sich wieder zu schließen?

Er senkt den Blick und sagt leise:

„Es war eine Arbeit aus Liebe, eine solche läßt man sich nicht bezahlen. Aber wenn Sie sie als Zeichen der Erinnerung von mir nicht wollen, so sei mir gestattet, sie Fräulein Dumaresq als Dank zu überreichen für die große Mühe, die ihr durch diese Sitzungen bereitet worden ist."

Dumaresq richtet sich womöglich noch gerader auf und sagt mit eisiger Kälte:

„Meine Tochter ist kein berufliches Modell, wie Sie anzunehmen scheinen; sie erwartet deshalb in keiner Form Bezahlung für den Dienst, den sie Ihnen geleistet hat. Wenn ihr Gesicht einem Zweck der Kunst dienen kann, so freuen wir uns beide, der Kunst in etwas gedient zu haben. Ein schönes Gesicht ist eine Gabe der Natur und insofern dem Allgemeinwohl zu nützen bestimmt, als ein schönes Bild durch seine Existenz den Menschen zum Guten beeinflussen kann. Ich möchte also der Kunst die Möglichkeit, ein schönes Gesicht zu vervielfältigen — und Psyche ist schön — nicht versagen. Aber Sie müssen mich jetzt wissen lassen, was Sie für dieses Bild wollen. Es täte der Würde der Kunst und der Philosophie Abbruch, wollten Künstler und Philosoph über den Preis eines solchen Gegenstandes feilschen."

Dumaresq hat offenbar die achthundert Pfund vom Verleger seines Werkes erhalten, denkt Linnell, und da das Geld also schließlich doch aus seiner Tasche kommt und er Psyches Vater um ein paar Geldstücke willen nicht beleidigen will, so neigt er in stummer Zustimmung den Kopf.

„Wenn Sie darauf bestehen, Herr Dumaresq," sagt er gezwungen, „so wollen wir die Uebernahme des Bildes zu einem Geschäftsakt machen. Sagen wir also vielleicht, es koste zwanzig Pfund."

Haviland Dumaresq zieht einen langen Atemzug. Zwanzig Pfund! Das ist mehr als das Doppelte des Preises, den er erwartet hat. Aber er ist viel zu stolz, um sein Erstaunen sehen zu lassen. Gerade jetzt hat er Macmurdo & Whites Zwanzigpfundnote in der Tasche. Er zieht sie mit ruhiger Entschlossenheit hervor, wie ein Mann, für den diese Summe nichts bedeutet, und legt sie ohne ein Wort in des Malers Hand. Linnell steckt sie gleichgiltig in die Tasche, für ihn bedeutet diese Summe in Wahrheit nichts. Aber so formlos, nahezu brutal ist ihm noch nie ein Bild bezahlt worden, und Linnell ist sehr empfindsam und hält sehr auf Form. Zum ersten Mal steigt ihm bei dieser geschäftsmäßigen Behandlung die Schamröte in die Wangen über seinen Beruf. Aber seine Haltung ist so beherrscht wie die Dumaresqs. Er sagt förmlich:

„Das Licht ist nicht günstig heute, um an dem Bild zu arbeiten, ich bitte, mich bei Fräulein Dumaresq entschuldigen zu wollen." Er zieht den Hut tief und geht, ohne einen Blick in Dumaresqs Gesicht, zur Gartentür.

Durch die Wiese führt ein schmaler Pfad ans Meer hinunter zu den Klippen. Linnell geht ihn mit bewölkter Stirn und zu Boden gesenktem Blick. Er denkt darüber nach, wie der persönliche Verkehr mit einem großen Menschen Enttäuschungen bringen kann. Es ist aber immer so: sie geben der Welt natürlich von ihrem Besten, und die Welt beurteilt das Ganze nach diesem Muster.

Psyche, die zu Haus im Empfangszimmer gewartet und die ganze Unterredung durch das offene Fenster gehört hat, ist hinauf in ihre Kammer geflohen, liegt jetzt im arabischen Kostüm auf ihrem Bett und weint sich fast die Augen aus. Denn auch Psyche weiß in ihrer einfachen, kindlichen Art ganz gut, daß Linnell sie liebt.

(Fortsetzung folgt).

Der Hundertjährige!

Eine Sage.

Im Riederberg ein Bauer war,
Den ließ der Herrgott hundert Jahr
Auf seinem Hofe walten.
Den kannten sie landein und -aus,
Und wer da ging vorbei am Haus,
Sah wundernd nach dem Alten.

Doch als er starb nicht lang nachher,
Kam mit dem Totenvolke er
Nachts einst durchs Dorf gezogen.
Sie sah'n es nahen, Schritt für Schritt,
Das bleiche Volk und ihn damit,
Auf seinen Stock gebogen.

Sie sah'n es nahen und verzieh'n
Und sah'n vor seinem Hause ihn
Den Blick ins Fenster senden.
Dann stand er still und nickte sacht
Und sprach: „Auch einmal über Nacht
War ich in diesen Wänden!"

Da ging ein Staunen in der Rund',
Der Pfarr' nur sprach mit bleichem Mund
Und kleinlaut zu den Leuten:
„Hört ihr's? Die hundert Jahre Zeit —
Nicht mehr will's vor der Ewigkeit
Als eine Nacht bedeuten!"

Ernst Zahn.